



HAL
open science

Vorwort

Christine Meyer

► **To cite this version:**

Christine Meyer. Vorwort. Christine Meyer. Kosmopolitische 'Germanophonie'. Postnationale Perspektiven in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Königshausen & Neumann, pp.9-30, 2012, 978-3-8260-4934-7. hal-03628801

HAL Id: hal-03628801

<https://u-picardie.hal.science/hal-03628801>

Submitted on 6 Apr 2022

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Version pre-print – pour citer cet article:

Christine Meyer, « Vorwort », in : C. Meyer (Hrsg.), *Kosmopolitische 'Germanophonie'. Postnationale Perspektiven in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 2012, p. 9-30.

VORWORT

Die hier zusammengetragenen Analysen und Reflexionen gehen auf eine internationale Tagung zurück, die im Mai 2011 von der Forschungsgruppe „Centre de Circulation des Savoirs et des Textes Allemagne/Autriche – Europe“ (CAE)¹ an der Universität Amiens (Frankreich) durchgeführt wurde. Motiviert wurde das Projekt durch das Bedürfnis, die sich trotz aller gegenteiligen Bemühungen hartnäckig haltende Marginalisierung bikultureller Autoren in der deutschsprachigen Literaturlandschaft zu überwinden und eine kritische Bestandsaufnahme der Wandlungen vorzunehmen, die in den letzten Jahrzehnten, unter anderem durch deren Rezeption, in diesem Bereich erfolgt sind. Die Tatsache, dass ‚Migrationsliteratur‘ längst kein Randphänomen in der deutschen Kultur mehr ist, sollte verstärkt Eingang finden in die wissenschaftliche Erfassung der *gesamten* deutschen Gegenwartsliteratur. Was unter diesem Terminus oder ähnlichen Begriffen behelfsmäßig subsumiert wird, betrifft uns alle – damit sind nicht nur alle in Deutschland lebenden Menschen gemeint, sondern auch alle Vermittler deutscher Sprache und Kultur im In- und Ausland, in erster Linie also Germanisten, aber auch Komparatisten, Kulturwissenschaftler, Soziologen, und über den akademischen Bereich hinaus Verleger, Übersetzer, Journalisten, Redakteure und Leiter von Kulturinstituten. Grenzüberschreitendes Schreiben ist kein Prozess, der sich irgendwo außerhalb der deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft oder an deren Rand abspielt, auch nicht in einem abgetrennten Reservat beziehungsweise einem luftleeren Raum „zwischen“ den Kulturen,² sondern es ist ein dynamischer Faktor der zeitgenössischen deutschsprachigen Kultur überhaupt. Damit tragen die Werke von bi- oder auch plurikulturellen Autoren aber maßgeblich dazu bei, das Zentrum dessen, was bisher als ‚deutsche Literatur‘ bezeichnet wurde, zu verschieben und seine Grenzen zu verwischen.

¹ Das CAE gehört zum interdisziplinären Forschungszentrum „Centre d’Études des Relations et Contacts Linguistiques et Littéraires“ (CERCLL) der Universität Amiens.

² Siehe dazu die polemische Stellungnahme von Leslie A. Adelson: „Against between: A Manifesto“, in: Salah Hassan /Ifikhar Dadi (Hg.), *Unpacking Europe*. Rotterdam (NAI) 2001, S. 244-255.

Diesen Wandlungen und Verschiebungen ist mit dem stereotypen Erklärungsmuster der ‚Bereicherung‘ der einheimischen Kultur durch fremde Einflüsse nicht beizukommen. Das Klischee der Bereicherung, das in diesem Zusammenhang immer wieder angeführt wurde und wird,³ ist eine Beschönigung und eine Fälschung. Denn zur Bereicherung kommt es nur da, wo eine Auseinandersetzung stattfindet, und dazu ist zunächst einmal Anerkennung nötig. Wie es der Schriftsteller Zafer Şenocak bereits Anfang der 1990er Jahre in seinem *Atlas des tropischen Deutschland* bemerkt hat: „Die Migration hat der deutschen Kultur eine durchaus reiche künstlerische Szene beschert [...]. Doch sie bereichert die deutsche Kultur kaum, weil sie von ihr noch nicht richtig entdeckt worden ist.“⁴ In der Tat: ‚Bereicherung‘ durch fremde Kulturen erfolgt nicht automatisch und ist nicht umsonst zu haben.⁵ Sie ist kein einfaches Hinzufügen von fremden Zutaten, sondern setzt seitens der Aufnahmegesellschaft die Bereitschaft voraus, sich vom Anderen verändern zu lassen. Solange dieses Risiko nicht eingegangen wird, bleibt die Rede von der Bereicherung eine bequeme Art der Verdrängung.

Die Herausforderung, die grenzüberschreitendes Schreiben damit an den deutschen Literaturbetrieb und die akademische Literaturwissenschaft stellt, ist auch durch eine symbolische Einbürgerung der betreffenden Werke oder ihrer Autoren nicht zu lösen, sei es in Form einer sorgfältigen Vermeidung diskriminierender Kategorisierungen oder auch durch eine vollwertige Aufnahme einzelner Texte in den nationalen Literaturkanon.⁶ Dazu ist die Einteilung in Nationalliteraturen inzwischen selbst allzu fragwürdig geworden.⁷ Die vorliegenden Untersuchungen tragen insofern zu jener überfälligen Dezentrierung von Kultur- und Literaturgeschichte bei, die der verstärkten Internationalisierung der Literatur in der heutigen Zeit, aber auch ihrer längst schon vorhandenen Internationalität Rechnung tragen sollte: Prominente Vertreter der deutschen Literatur wie Heinrich

³ So werden mit dem Adelbert-von-Chamisso-Literaturpreis Autoren gewürdigt, „deren Muttersprache und kulturelle Herkunft nicht die deutsche ist“, die aber „mit ihrem Werk einen wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Literatur leisten“. Vgl. Vorstellung des Chamisso-Preises auf der Website der Robert-Bosch-Stiftung: <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/4595.asp> (zuletzt abgerufen am 07.04.2012).

⁴ Zafer Şenocak, *Atlas des tropischen Deutschland*, Berlin (Babel) 1992, S. 73-74. Hervorhebung von Z. Ş.

⁵ Diese wichtige Klarstellung wird von Zafer Şenocak in seinem jüngsten Essayband *Deutschein. Eine Aufklärungsschrift* (Hamburg 2011) erneut bekräftigt. Siehe den Aufsatz: „Gibt es einen deutschen Traum? Über die Perspektiven Deutschlands als Einwanderungsland“, S. 110-129. (S. 123: „Kulturelle Vermischung ist nicht per se eine Bereicherung, sie ist eine Herausforderung und in unserer Zeit auch eine Selbstverständlichkeit.“)

⁶ Siehe dazu Immacolata Amodeo, „Anmerkungen zur Vergabe der literarischen Staatsbürgerschaft in der Bundesrepublik Deutschland“, in: Aglaia Blioumi (Hg.), *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*, München (Judicium) 2002, S. 78-91.

⁷ Siehe dazu u. a.: Michel Espagne/Michael Werner (Hg.), *Qu'est-ce qu'une littérature nationale? Approches pour une théorie interculturelle du champ littéraire*, Paris (Fondation des Sciences de l'Homme) 1994; Gisela Brinker-Gabler, „Vom nationalen Kanon zur postnationalen Konstellation“, in: R. von Heydenbrand (Hg.), *Kanon – Macht – Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*, Stuttgart (Metzler) 1998; Manfred Schmeling, „Die Entgrenzung der Nation im Literaturbegriff der Schriftsteller“, in: Rainer Hudemann und Manfred Schmeling (Hg.), *Die „Nation“ auf dem Prüfstand – La „Nation“ en question – Questioning the „Nation“*, Berlin (Akademie-Verlag) 2009, S. 161-174.

Heine, Franz Kafka, Paul Celan oder Elias Canetti schrieben bereits ‚trans-‘ bzw. ‚multikulturell‘, bevor man den sogenannten ‚Migrationshintergrund‘ der Autoren als Einordnungskriterium für literarische Texte einführte. Wie steht es nun heute, zwanzig Jahre nach Şenocaks Klarstellung, mit der Rezeption bi- oder transkultureller literarischer Werke im deutschsprachigen Raum? Und wie ist es um die Rezeption dieser Literatur im Ausland bestellt?

Methodische Grundlage für das Projekt war, in Abkehr von den essentialistischen Prämissen kulturalistischer Konzeptionen und unter Verzicht auf reduktionistische Verfahren, gesellschafts- und diskursanalytische Ansätze zu verfolgen: Starre Zuordnungen sollten hinterfragt und monolithische Einheiten dekonstruiert werden. Bei der Frage nach der Identitätskonstruktion des Subjekts, wie sie in einzelnen literarischen Texten artikuliert wird, liegt der Fokus der Analyse auf den erarbeiteten semiotischen Systemen, den Verfahren der Raumkonstitution und Perspektivierung, sowie den gewählten poetischen und narrativen Ausdrucksmitteln. Auch wurden im Hinblick auf kulturelle Verortung, schriftstellerisches Grenzgängertum und die perspektivische Darstellung des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘ nicht nur sogenannte ‚Chamisso-Autoren‘ untersucht, sondern auch ‚monokulturelle‘ Schriftsteller wie etwa Sten Nadolny, Herbert Rosendorfer oder Josef Winkler. Durch den Vergleich mit anderen Sprachräumen sollten zudem nationalstaatliche Perspektiven problematisiert und relativiert werden.

Die Formel „kosmopolitische ‚Germanophonie‘“ diente zunächst als Arbeitstitel für das Symposium, das den Auftakt des Projektes bildete. Die Lehnwortbildung ‚Germanophonie‘ war dabei als Anregung gedacht, die Paradigmen der derzeit in Deutschland geführten Diskussion zu überwinden und die in anderen Ländern stattfindenden Entwicklungen in die Reflexion einzubeziehen. Darin lag (und liegt) freilich ein Teil Provokation, denn um eine deutsche Entsprechung zur ‚francophonie‘ würde es kaum gehen, verweist doch der Begriff ‚francophonie‘, ebenso wie der inzwischen weitgehend überholte Ausdruck ‚Commonwealth literature‘, auf das Erbe des französischen bzw. englischen Kolonialreiches und somit auf eine kulturelle und soziale Realität, die in dieser Form im deutschen Sprachraum nicht gegeben ist. In der Bundesrepublik Deutschland geht der fremdkulturelle Anteil an der Literatur der Gegenwart bekanntlich größtenteils auf die Mitte der 1950er Jahre einsetzende Arbeitseinwanderung aus den Ländern des südlichen Mittelmeerraums – die vom deutschen Reich nie kolonisiert wurden –, und auf die Auflösung des Ostblocks ab 1989 zurück. In Österreich kommt zu diesen Faktoren noch die lange Geschichte des Habsburgerreiches hinzu; in der DDR kam es unter anderen politischen Bedingungen zu einer Einwanderung aus afrikanischen und asiatischen Ländern, und in der Schweiz und in Luxemburg haben wiederum andere historische Bedingungen zur Mehrsprachigkeit geführt. Schon aus diesem Grund ist an eine ernsthafte Übertragung des Frankophonie-Konzepts auf den deutschsprachigen Bereich nicht zu denken. Sie wäre im Übrigen nicht einmal wünschenswert, denn der schiefe – euphemistische – Verweis auf die frühere Kolonialmacht und auf das ungleiche Verhältnis zwischen Metropole und Kolonien,

Zentrum und Peripherie, der im Begriff ‚francophonie‘ mitschwingt, wird von Schriftstellern und Forschern des französischen Sprachraums selbst zunehmend als Problem wahrgenommen.⁸ Die ideologische Belastung des von Politikern immer noch gern gebrauchten Begriffs lässt sich daran festmachen, dass damit in der Praxis alle französisch geschriebenen Texte *mit Ausnahme* der französischen bezeichnet werden. Trotz aller Bemühungen um eine ‚andere Frankophonie‘, die sich nicht in konservatorischer und normativer Traditionspflege erschöpfen, sondern einem offenen, dynamischen und hybriden Konzept folgen würde, bleibt der Frankophonie-Diskurs bislang von (neo-)kolonialistischem Gedankengut überfrachtet. So wird aus einseitig zentralistischer Perspektive der Topos der weltweiten ‚Ausstrahlung‘ (‚rayonnement‘) der französischen Sprache und Kultur gern zur argumentativen Waffe gegen die drohende Hegemonie des Englischen stilisiert.⁹ Dieser Standpunkt einer ein für allemal postulierten und nicht hinterfragten (also naturgegebenen?) ‚Attraktivität‘ der französischen Kulturtradition, die mit bestimmten als universell deklarierten ‚Werten‘ assoziiert wird, ist nicht weniger verlogen als die Floskel von der ‚Bereicherung‘ der heimischen Nationalliteratur durch fremdkulturelle Autoren.

Andererseits lässt sich aus der unterschiedlichen Kolonialgeschichte der einzelnen europäischen Staaten nicht etwa ableiten, dass die deutschsprachigen Länder von kolonialen Ausbeutungsprozessen und rassistischen wie religiösen Unterdrückungsstrategien ‚verschont‘ geblieben wären. Gerade Deutschland, das im imperialistischen Wettbewerb mit den anderen, älteren Kolonialmächten unterlag (aber zuvor immerhin überseeische Kolonien betrieben hatte), entwickelte im Zweiten Weltkrieg mit der Eroberung und Besiedelung ausgedehnter Gebieten im Osten Europas, gekoppelt mit der systematischen Deportation und Ausrottung der Juden und der Sinti und Roma, eine besonders radikale und perverse Abart der Kolonisation. Die unilateralen Anwerbeabkommen, die die Bundesrepublik bereits ab 1955, nach kaum zehn Jahren verkniffenen Schweigens über diese Massenverbrechen, mit einer Reihe von verarmten Mittelmeerländern schloss, waren der Auftakt zu einem staatlich gesteuerten, an den Bedürfnissen des heimischen Arbeitsmarktes orientierten Einwanderungsprozess, auf den die deutsche Bevölkerung denkbar schlecht vorbereitet war. Vor diesem Hintergrund konnte sich das Verhältnis der bundesrepublikanischen Gesellschaft zu ihren ‚Gastarbeitern‘ kaum in unbefangener Weise entwickeln. Die billigen Arbeitskräfte aus dem Ausland, die nach gesundheitlichen Kriterien ausgewählt, in Sondertransporten nach Deutschland gebracht und abgetrennt von der lokalen Bevölkerung in düstere

⁸ Vgl. das von 44 Schriftstellern unterzeichnete Manifest von Jean Rouaud und Michel Le Bris: „Pour une littérature-monde en français“, in: *Le Monde des Livres*, 15.03.2007. Siehe zu dieser Problematik den Beitrag von Myriam Geiser im vorliegenden Band sowie ihre Studie: *Der Ort transkultureller Literatur in Deutschland und Frankreich: Deutsch-türkische und frankomaghrebinische Literatur der Postmigration*, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2012.

⁹ Siehe als Beispiel die Rede des Präsidenten Nicolas Sarkozy auf dem 13. Gipfel der Frankophonie am 23.10.2010 in Montreux. <http://www.delegfrance-onu-geneve.org/spip.php?article888> (zuletzt abgerufen am 07.04.2012).

Wohnheime untergebracht wurden, sollten nie gleichberechtigte Mitbürger werden. Insofern kann die Arbeitsmigrationspolitik der Bundesrepublik, wie der Kulturwissenschaftler Kien Nghi Ha feststellt, als eine Form von ‚innerer Kolonisierung‘ betrachtet werden.¹⁰ Die DDR ließ ihrerseits, wenn auch in geringerem Ausmaß und auf der ideologischen Basis der ‚internationalen Solidarität‘, junge Menschen aus sozialistischen Entwicklungsländern und politische Flüchtlinge aus westlichen Diktaturen und Kriegsgebieten einwandern, um ihren Bedarf an billigen Arbeitskräften und qualifizierten Facharbeitern zu decken. Die Ankunft der als Studenten, Lehrlinge oder ‚Vertragsarbeiter‘ eingestellten Zuwanderer aus Afrika und Asien löste in der Bevölkerung negative Reaktionen aus, zumal die zwischenmenschlichen Kontakte von staatlicher Seite aus auf ein Minimum reduziert waren und keinerlei Vorkehrungen zur Überbrückung der kulturellen und sprachlichen Unterschiede getroffen wurden. Auch hier lassen sich also postkolonialistische Strukturen ausmachen, die – zumal in Anbetracht der verdrängten Kolonial- und NS-Vergangenheit – zu unrealistischen Assimilationserwartungen und der Entstehung rassistischer Feindbilder führten.¹¹

Ähnliches lässt sich auch für Österreich feststellen, das zwar nie eine Kolonialmacht im eigentlichen Sinn gewesen ist, jedoch unter der Habsburger Monarchie in Zentraleuropa über Jahrhunderte eine erfolgreiche und keineswegs nur ‚sanfte‘ Eroberungspolitik betrieben hat, die in der neueren Geschichtsschreibung mitunter als eine Form des Binnenkolonialismus begriffen wird.¹² Die junge Republik Österreich scheiterte an dem Versuch, sich als eigenständiger demokratischer Staat zu behaupten, die Institutionen ließen sich in den Nationalsozialismus involvieren und weite Teile der ‚arischen‘ Bevölkerung des ehemaligen Vielvölkerstaats beteiligten sich aktiv an der Entrechtung, Beraubung und Deportation der österreichischen Juden. Diese historischen Faktoren bedingten eine Situation, in der nach 1945 sowohl die Angehörigen sprachlicher Minderheiten in Kärnten und im Burgenland als auch die Menschen, die aus den ehemals von den Habsburgern beherrschten Gebieten nach Österreich einwanderten – zunächst als politische Flüchtlinge, nach 1990 meist als Arbeitsmigranten –, bei der deutschsprachigen Bevölkerung des Landes auf geringes Entgegenkommen stießen. Die Kombination aus gesellschaftlicher Ausgrenzung und Assimilationsdruck an die dominante deutschsprachige Kultur war hier umso heftiger, als die ehemaligen ‚Herren‘,

¹⁰ Siehe dazu den Beitrag von Kien Nghi Ha im vorliegenden Band sowie seine Studie: *Ethnizität und Migration Reloaded: Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs*. Berlin (Wissenschaftlicher Verlag) 2004.

¹¹ Vgl. dazu den Beitrag von Linda Koiran im vorliegenden Band.

¹² Vgl. Johannes Feichtinger/Ursula Prutsch/Moritz Csáky (Hg.), *Habsburg postkolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck 2003. Siehe da insbesondere: J. Feichtinger, „Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur inneren Kolonisierung in Zentraleuropa“, S. 13-31. Zu den Auswirkungen auf die Literatur siehe u. a.: Clemens Ruthner, „K.(u.)K. Postcolonial? Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en“, in: Wolfgang Müller-Funk/Peter Plener/Clemens Ruthner (Hg.): *Kakaniien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Tübingen (Francke) 2001. Auf diese Situation nimmt auch Bernard Banoun in seinem hier abgedruckten Beitrag zum Werk von Josef Winkler Bezug.

die mit dem Untergang der Doppelmonarchie ihre außenpolitische Machtstellung und ihre staatliche Identität eingebüßt hatten, sich seit 1945 erneut auf der Suche nach ihrer politischen und kulturellen Identität befanden.

Es ist also nicht ganz unberechtigt, die Situation im deutschsprachigen Raum mit derjenigen anderer ehemaliger Kolonialmächte vergleichen zu wollen. Freilich eignet sich dafür der Terminus ‚Germanophonie‘ als Lehnübersetzung von ‚francophonie‘ trotzdem nur bedingt, da das Adjektiv ‚germanophone‘ bereits als feste Bezeichnung für die abgegrenzte Gruppe der europäischen Länder vollständiger oder teilweiser deutscher Sprachtradition etabliert ist, also Deutschland, Österreich, der Schweiz und Luxemburg. Es würde wohl nur zusätzliche Verwirrung stiften, wollte man diesem Begriff eine neue Bedeutung zuweisen, die mit dieser ja nach wie vor bestehenden Realität nichts zu tun hat. Aber hat sie wirklich nichts damit zu tun? Wie gerade gezeigt wurde, ist es für die Erfassung der literarischen Landschaft im deutschsprachigen Raum vielmehr von großer Bedeutung, dass die historischen, geopolitischen und soziokulturellen Merkmale der einzelnen deutschsprachigen Staaten berücksichtigt werden, ist doch der Fall Deutschlands weder mit der Situation im ehemaligen Habsburg-Imperium gleichzusetzen, noch mit dem, was in den mehrsprachigen Ländern Luxemburg und der Schweiz zu beobachten ist.

So erweist sich die Anlehnung an den heiklen Begriff ‚francophonie‘ letztlich doch als fruchtbar, da sie geeignet ist, herkömmliche Vorstellungen sowohl des ‚Deutschen‘ als auch des ‚Deutschsprachigen‘ zu problematisieren. Sie erfüllt damit ihren Zweck, eingefahrene Schablonen aufzubrechen und Denkanstöße zu geben. Nicht zuletzt wird dadurch das Augenmerk auf sonst allzu gern übersehene oder schöngeredete Machtverhältnisse gelenkt. Selbst Begriffe wie ‚interkulturelle‘ oder auch ‚transkulturelle Literatur‘, die sich gegenüber anderen Konzepten in letzter Zeit stark durchgesetzt haben,¹³ tragen tendenziell zur Verharmlosung und Vertuschung gesellschaftlicher Machtverhältnisse bei, indem sie die Existenz homogener Kulturräume voraussetzen scheinen, zwischen denen der ‚migrantische‘ Schriftsteller als Vermittler oder Überläufer agieren würde. Ein besonderes Anliegen unseres Projektes war es demgegenüber, fern von jeder Verklärung auf das historisch und gesellschaftlich bedingte Ungleichgewicht der meisten ‚transkulturellen‘ Beziehungen aufmerksam zu machen. Diese ideologiekritische Perspektive auf grenzüberschreitende Schreibweisen geht im wesentlichen auf die ‚postcolonial studies‘ zurück, die sich in den letzten dreißig Jahren in den USA – vorwiegend unter dem Impuls von Forschern aus ehemals kolonisierten Ländern –

¹³ Vgl. zur Interkulturalität unter anderem: Carmine Chiellino (Hg.), *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*, Stuttgart, Weimar (Metzler) 2007. Aglaia Blioumi (Hg.), *Migration und Interkulturalität in neueren literarischen Texten*, München (Iudicium) 2002. Von der ‚interkulturellen Literatur‘ lässt sich das Konzept der ‚interkulturellen Literaturwissenschaft‘ ableiten: Michael Hofmann, *Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung*, Paderborn (W. Fink) 2006. Zur Transkulturalität, siehe: Helmut Schmitz (Hg.), *Von der nationalen zur internationalen Literatur: Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*, Amsterdam, New York (Rodopi) 2009; Myriam Geiser, *Der Ort transkultureller Literatur in Deutschland und in Frankreich*, Würzburg 2012.

etabliert haben. Sie wird seit ein paar Jahren zunehmend auch im deutschen Sprachraum angewendet, was eine Rekontextualisierung im Hinblick auf die spezifische Geschichte der jeweiligen Gesellschaft erfordert. Dies hat für Deutschland unter anderem der Kulturwissenschaftler Kien Nghi Ha geleistet, der im vorliegenden Band die ‚kolonialen Paradoxien‘ des gegenwärtigen Hybriditätsdiskurses in Deutschland unter genauer Beobachtung der historischen Entwicklung analysiert.¹⁴ Eine solche Bestandsaufnahme ist insofern wichtig, als die Texte bikultureller Autoren auch in Deutschland durchaus Strategien des ‚writing back‘¹⁵ aufweisen, selbst wenn ein kolonialer Hintergrund ihres Verhältnisses zur Mehrheitskultur auf biographischer Ebene nicht gegeben ist (wie etwa bei Einwanderern aus Ländern, die wie die Türkei nie kolonisiert wurden, oder aus Ländern, die unter der Herrschaft einer anderen Kolonialmacht standen). Dies liegt zum einen daran, dass, wie bereits erwähnt, post- bzw. neokoloniale Unterwerfungsstrategien hier wie in anderen westlichen Ländern wirksam und die entsprechenden Denkmuster in der Einwanderungsgesellschaft tief verankert sind. Die deutschsprachigen Autoren, ob sie nun persönlich aus ehemals kolonisierten Ländern stammen oder überhaupt ausländischer Herkunft sind, artikulieren ihre Wahrnehmung der daraus resultierenden Spannungen in ihren Texten, die sich so als Gegendiskurs zu den institutionalisierten gesellschaftlichen Konzeptionen von Identität, Nation, Kultur usw. lesen lassen. Zum anderen sind diese Autoren, wie alle übrigen Leser auch, zunehmend mit den Werken international bekannter Schriftsteller vertraut, welche ihrerseits unmittelbarer von post- oder neokolonialen Machtverhältnissen betroffen sind (Salman Rushdie, V. S. Naipaul, J. M. Coetzee, Mario Vargas Llosa, Toni Morrison...). Häufig kennen sie auch die Texte der wichtigsten Theoretiker des Postkolonialismus wie Edward Said, Homi K. Bhabha oder Gayatri Spivak und haben sich deren Ansätze und Begrifflichkeiten (‚dritter Raum‘, ‚in-between-space‘, ‚Hybridisierung‘, ‚métissage‘, ‚Subalternität‘, ‚othering‘...) zu eigen gemacht, weil diese in der Tat dazu geeignet sind, sowohl den hegemonialen Diskurs als auch reduktionistische Polaritäten zu überwinden. Auch in diesem Sinne ist das, was wir hier mangels eines geeigneteren Wortes etwas provokativ ‚Germanophonie‘ genannt haben, nur als supra- oder postnationale Kategorie zu denken: eben als ‚kosmopolitisch‘ – ein Beiwort, das Weltoffenheit konnotiert, ohne irreführende Assoziationen an hegemoniale Ansprüche und Weltmachtfantasien zu wecken. Wir greifen damit bewusst auf einen Begriff zurück, der auf eine alte Tradition zurückblickt, jedoch besonders im

¹⁴ Siehe Kien Nghi Ha: „Koloniale Paradoxien: Hybridität als Zeichen der ‚Rassenvermischung‘ und des kulturellen Widerstands“ im vorliegenden Band. Vgl. dazu außerdem: Hito Steyerl/Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.), *Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster (Unrast) 2003; Wolfgang Müller-Funk/Birgit Wagner (Hg.), *Eigene und Andere Fremde: Postkoloniale Kulturkonflikte im europäischen Kontext*, Wien (Turia + Kant) 2005.

¹⁵ Der Ausdruck geht auf den Titel des berühmt gewordenen Sammelbandes zurück: *The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*, hrsg. von Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, Helen Tiffin. London/New York (Routledge) 1989.

deutschen Kontext lange Zeit negativ besetzt war und inzwischen etwas verstaubt ist, bis er in den letzten Jahren erneut – auch kontrovers – in die Diskussion kam.¹⁶

In der deutschen Forschung wurde das Verhältnis von Mehrheitskultur und ethnisch-linguistischen Minderheiten indes bereits vor der Rezeption des ‚postcolonial theory‘ vereinzelt hinterfragt. Einige GermanistInnen knüpften ab den späten 1980er Jahren an den Begriff der ‚kleinen Literatur‘ an, der von den französischen Philosophen Gilles Deleuze und Félix Guattari geprägt wurde.¹⁷ Als ‚kleine‘ Literatur bezeichneten Deleuze und Guattari¹⁸ unter Berufung auf Kafka „die Literatur einer Minderheit, die sich einer großen Sprache bedient“, wobei sie jene Sprache so gebraucht, dass sie „sich selbst entfremdet“ und so ihren offiziellen Verwendungen im Dienste der Macht entzogen wird. Die paradoxe Herausforderung dieser spezifischen Sprachverwendung liege darin, aus dem ursprünglichen Nachteil der Marginalität ein Kreativitätspotential zu entwickeln, das auf das gesamte literarische Feld zurückwirkt. Auf diese Weise werde die ‚kleine Literatur‘ zum Motor der Veränderung und zum Auslöser ‚jeglicher Revolution in den großen Literaturen‘. Indem sie die Kargheit der deterritorialiserten Sprache bis an ihre äußerste Grenze führt, tendiere die ‚kleine Literatur‘ zudem zum Universellen. Somit wirke sie der Vorstellung einer Nationalliteratur strukturell entgegen und zwingt nicht nur zur Öffnung des Kanons, sondern auch zur Infragestellung des Konzepts eines nationalen Kanons überhaupt. Sie sei daher ihrem Wesen nach postnational, aber auch unmittelbar politisch, subversiv und revolutionär.

Nun stößt das Konzept der ‚kleinen Literatur‘ bei zunehmender Durchlässigkeit der Trennungslinie zwischen Dominanz- und Minderheitenkultur im Zeitalter der Globalisierung an seine Grenzen. Der vom Gegensatz Zentrum vs. Peripherie her entwickelte Begriff wird den neuen Formen von Plurikulturalität nicht gerecht. Für Schriftsteller ab der zweiten Einwanderungsgeneration ist er ebenso wenig zu gebrauchen wie für die immer zahlreicheren Künstler mit untypischen Einzelschicksalen (vgl. Yoko Tawada, Galsan Tschinag u. a.). Diesen Nachteil hat er mit den Begriffen ‚Migranten-‘ und ‚Migrationsliteratur‘ gemeinsam, die auch in anderer Hinsicht – durch die Überbelichtung des biographischen Hintergrunds der Autoren – problematisch sind. Zu all diesen Einwänden kommt noch hinzu, dass der Rückgriff auf Kafkas Formel der

¹⁶ Siehe dazu: Lionel Ruffel, „L'international, un paradigme esthétique contemporain“, in: Christophe Pradeau/Tiphaine Samoyault (Hg.), *Où est la littérature mondiale ?* Saint-Denis (PUV) 2006, S. 51-64. L. Ruffel begründet seine Bevorzugung des Internationalitätsbegriffs gegenüber dem zeitloseren und politisch neutralen Paradigma Kosmopolitismus durch die Affinität mit den Konzepten des ‚Internationalismus‘ einerseits und der ‚Internationalen‘ andererseits, in deren Kombination sich das Verhältnis von ästhetischem und politischem Widerstand gegen das Bestehende artikuliert.

¹⁷ Vgl. Heidrun Suhr, „Ausländerliteratur. Minority Literature in the Federal Republic of Germany“, in *New German Critique* 46, 1989, p. 71-103; Sigrid Weigel, „Literatur der Fremde – Literatur in der Fremde“, in *Gegenwartsliteratur seit 1968*, hrsg. v. Sigrid Weigel und Klaus Briegleb, München (Hanser) 1992; Immacolata Amodeo, „Die Heimat heißt Babylon“. *Zur Literatur ausländischer Autoren in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen (Westdeutscher Verlag) 1996.

¹⁸ Gilles Deleuze/Félix Guattari, *Kafka. Pour une littérature mineure*, Paris (Minuit) 1975, S. 29f. Deutsche Ausgabe: *Kafka. Für eine kleine Literatur*, Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1976, S. 24f.

„kleinen Literatur“ durch Deleuze und Guattari auf einem Missverständnis beruht. Keineswegs hatte Kafka damit seine eigene – exterritoriale deutschsprachige – Produktion gemeint, er hatte vielmehr die jiddische Literatur im Blick, und zwar im besonderen das (bürgerliche) jiddische Theater seiner Zeit, dessen Ausdruckssprache er aus neoromantischer Perspektive zur ‚Sprache des ganz Anderen‘ stilisierte. Seine eigenen Werke zählte Kafka ebenso wie die anderer ‚exterritorialer‘ deutschsprachiger Autoren (vgl. Rilke) selbstverständlich zur ‚großen‘, d. h. in diesem Fall ‚deutschen‘ Literatur.¹⁹ Interessant ist dieser Ansatz bei allen Einwänden jedoch insofern, als er auf die Schnittstelle von Literatur und Politik fokussiert und den ästhetisch-politischen Widerstand zum produktiven Faktor des Schreibens macht. Darin liegt auch sein Beitrag zur Entwicklung postkolonialer Theorien, deren Erfinder an ebendieser Schnittstelle ansetzten, um ihre Konzepte von ‚Hybridität‘, ‚drittem Raum‘ oder ‚Subalternität‘ zu entwickeln.

In den letzten Jahren wurden im deutschen Sprachraum immer wieder neue Versuche unternommen, den vielfältigen Formen und Konstellationen grenzüberschreitenden bzw. exterritorialen Schreibens bei aller Uneindeutigkeit ihrer kulturellen Zuordnung gerecht zu werden, ohne sie durch normative Kategorien zugleich ein- und aus dem literarischen Feld auszugrenzen (vgl. ‚neue Weltliteratur‘,²⁰ ‚Literatur der Postmigration‘²¹). Stets überwiegt dabei entweder die literarische oder die soziologische Betrachtungsweise, entweder das Globale oder das Partikulare, ohne dass man sich endgültig für das eine oder das andere entscheiden könnte. Diese Bezeichnungsproblematik ist also unumgänglich, doch sollte man sie berücksichtigen, ohne sich darin zu verfangen. Es ist vielmehr erforderlich, die Perspektiven zu kreuzen und das Verhältnis von Nationalliteratur und Minderheitenliteratur(en) immer wieder neu zu überdenken. Nur so kann eine, wie es Leslie Adelson 2005 formulierte, „neue kritische Grammatik der Migration“ entworfen werden.²² Dies setzt natürlich voraus, dass sowohl unterschiedliche Interpretationsmodelle als auch unterschiedliche Wissensgebiete einbezogen werden, unter anderem Geschichte, Soziologie, Anthropologie, Kulturwissenschaften. Auch der Vergleich mit anderen Sprachräumen, wie ihn etwa Azade Seyhan in Bezug auf diasporische Schreibformen in Deutschland und den USA am Beispiel der Literatur der Deutschtürken und der Chicanos erprobte,²³ ist für eine fruchtbare Reflexion über translinguale und transnationale Schreibpraktiken unumgänglich. Der vorliegende Band

¹⁹ Siehe dazu Gerhard Lauer, „Die Erfindung einer kleinen Literatur: Kafka und die jiddische Literatur“, in: Manfred Engel/Dieter Lamping, *Franz Kafka und die Weltliteratur*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2006, S. 125-143. Vgl. ferner die Kritik an Deleuze/Guattari von Stanley Corngold, „Kafka and the Dialect of Minor Literature“. In: Benedict Anderson/Christopher Prendergast (Hg.), *Debating World Literature*, London (Verso) 2004.

²⁰ Vgl. Elke Sturm-Trigonakis, *Global Playing in der Literatur: Ein Versuch über die neue Weltliteratur*. Würzburg 2007.

²¹ Vgl. Myriam Geiser (2012). Vgl. Fußnote 8.

²² Leslie Adelson, *The Turkish Turn in Contemporary German Literature. Toward a New Critical Grammar of Migration*. New York, Basingstoke (Palgrave MacMillan) 2005.

²³ Azade Seyhan, *Writing Outside the Nation*, Princeton (Princeton University Press) 2001.

versteht sich als ein Beitrag zu dieser längst nicht abgeschlossenen kollektiven Reflexion, die darauf abzielt, Konturen und Strukturen der „Topographie einer multikulturellen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ (Lützeler)²⁴ auszuloten.

Im ersten Teil werden aus verschiedenen Perspektiven die Voraussetzungen postnationalen Schreibens und interkultureller Literatur- und Kulturwissenschaft im deutschsprachigen Kontext erhellt. Der Beitrag von **Manfred Schmeling** gibt einen Einblick in das breite Spektrum nationaler Grenzüberschreitungen in der Literatur. Am Beispiel der Werke von zeitgenössischen deutschen Autoren wie Herbert Rosendorfer und Sten Nadolny werden Fremdwahrnehmung und Alteritätskonstruktion im deutschen Gegenwartsroman hinterfragt. Dabei stellt sich heraus, dass sich die Auseinandersetzung mit kultureller Fremdheit in einem erzählerischen Perspektivismus ausdrückt, der auf Kriterien wie Intertextualität, Intermedialität und Sprachwechsel basiert. Indem er diese narrative Form des interkulturellen Dialogs einerseits in den Rahmen der anthropologischen und kulturtheoretischen Diskussion stellt und sie andererseits an der Struktur ‚kosmopolitisch‘ geprägter Texte konkret nachweist, beleuchtet Manfred Schmeling den Perspektiventransfer als zentrales Problem der interkulturellen Poetik der Gegenwart.

Auch **Azade Seyhan** nähert sich der interkulturellen Hermeneutik über eine Kategorie, die sowohl auf der philosophischen und kulturtheoretischen als auch auf der technisch-formalen Ebene wirksam ist: Übersetzung. Von Schleiermachers Sprachtheorie über Walter Benjamins Idee einer ‚reinen‘ Sprache bis hin zu Homi K. Bhabbas Betonung der herausragenden Bedeutung des Übersetzens für die meisten Subjekte der globalisierten Welt (denjenigen, die in ‚Sprachen weicher Währung‘ geboren werden und daher als ‚translated men‘ aufwachsen), zeigt ein Überblick über die Geschichte der Übersetzungstheorie, dass kulturelle Übersetzung ein zentraler Faktor der Auseinandersetzung mit dem Fremden darstellt. Wie sich dies literarisch niederschlägt, veranschaulicht Azade Seyhan an einem frühen Beispiel von ‚multikultureller‘ Literatur, dem Erfolgsroman *Ali und Nino* des 1905 in Baku geborenen Juden Lev Nussimbaum. In diesem Liebesroman zwischen einem Moslem und einer Christin reflektiert der 24jährige Autor, der in den 1930er Jahren zum Islam konvertierte und in Berlin als Journalist, Romanschriftsteller und Orientalist unter den Namen Kurban Said und Essad Bey hervortrat, mit kulturkritischem Blick den Gegensatz Orient-Okzident.

Vom Standpunkt der soziologischen Diskursanalyse reflektiert **Kien Nghi Ha** die Rezeption des von Homi K. Bhabba popularisierten Hybriditätsbegriffs in Deutschland. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht die paradoxe Verflechtung dieses regelrecht

²⁴ Paul Michael Lützeler, „Einleitung“. In: ders. (Hg.), *Schreiben zwischen den Kulturen. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Frankfurt a. M. 1996, S. 10.

„gehypten“ Konzepts²⁵ mit dem aktuellen Rassendiskurs, der einen zwar öffentlich verpönten, aber unterschwellig omnipräsenten Rassismus der deutschen Gesellschaft erkennen lässt. Dass dieser Faktor gewissermaßen einen blinden Fleck in der öffentlichen Diskussion bildet, liegt, so zeigt Kien Nghi Ha, zum einen an der lange verdrängten Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte, zum anderen an der nach wie vor wenig anerkannten Dimension des Rassismus im heutigen Deutschland. Dennoch konnten und können sich vor diesem Hintergrund – überwiegend im subkulturellen Bereich – subversiv-kreative Formen des Umgangs mit rassistischen Konventionen und staatlicher Machtpolitik in Deutschland durchsetzen.

Der zweite Teil befasst sich mit der Frage der Traditionsbildung im Kontext transkulturellen Schreibens. „Ein Dichter braucht Ahnen“, stellte der in Bulgarien geborene sefardische Schriftsteller Elias Canetti fest,²⁶ und er begründete damit seine persönliche Suche nach Vorbildern, die er nach Belieben in der deutschen oder in fremden – zuweilen sehr fernen – Literaturen fand. Das Bedürfnis nach Traditionsbildung ist sicherlich umso ausgeprägter und auch bewusster, je mehr einem angehenden Schriftsteller der ‚natürliche‘ Zugang zu einer nationalen Tradition erschwert wurde, was bei trans- oder plurikulturellen Autoren verstärkt der Fall ist. Welche ‚Ahnen‘ suchen sich Dichter aus, die selbst in keiner bestimmten Tradition beheimatet sind, sondern immer ‚zwischen den Stühlen‘ gesessen haben? Der Romanist Harald Weinrich popularisierte die Idee einer eigenen literarischen Genealogie der fremdsprachigen Autoren, als er den von ihm angeregten Literaturpreis unter die Patenschaft des deutsch-französischen Dichters Adelbert von Chamisso stellte. Ob sich die bikulturellen Schriftsteller von heute tatsächlich selbst als ‚Chamissos Enkel‘²⁷ sehen oder ob sie für sich eher andere Traditionslinien (er-)finden, und wenn ja, welche – darauf ist die Antwort von Fall zu Fall verschieden. Fest steht jedoch, dass einige der ‚ex-zentrischen‘ (oft jüdischen) Schriftsteller der deutschen Literaturgeschichte, von Heine bis Celan, für bikulturelle Autoren von heute eine besondere Rolle spielen oder spielen können, sei es als Wegbereiter, Vorbilder, oder – um Canettis genealogische Metapher zu übernehmen – als selbstgewählte ‚Ahnen‘.

Im ersten Beitrag versucht **Christine Meyer** zu zeigen, inwiefern der so traditionsbewusste und -bedürftige Elias Canetti selbst ein ‚Ahne‘ für nachfolgende Dichter geworden ist. Es geht darum, zu einer realistischen Einschätzung von Canettis Bedeutung im Kontext der heutigen Diskussion um transkulturelle, postnationale und postkoloniale Schreibweisen zu gelangen. Dies wird sowohl von der Ambivalenz seines facettenreichen Werks als auch von dessen widersprüchlicher Rezeptionsgeschichte

²⁵ Kien Nghi Ha, *Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus*, Bielefeld (transcript) 2005.

²⁶ Elias Canetti, *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1937* (1985), Frankfurt a. M. (Fischer Taschenbuch Verlag) 1988, S. 278.

²⁷ Vgl. den Titel der Anthologie von Heinz Friedrich, *Chamissos Enkel: Literatur von Ausländern in Deutschland*, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1986.

erschwert. Ausgehend von der problematischen Verortung Canettis innerhalb der europäischen und besonders deutschen Kultur – jener häufig übersehenen prekären Ausgangsposition seines Schaffens – ist es jedoch möglich, zum einen die Ambivalenz seiner kulturkritischen und anthropologischen Theorien, zum anderen den innovativen Charakter seiner alternativen ästhetischen und philosophischen Positionen herauszuarbeiten. Dabei wird deutlich, dass Canetti sich an der Schwelle zwischen der neoromantischen Kulturkritik seiner Zeit und einem ikonoklastischen, auf Umkehrung und Diskontinuität basierenden ästhetischen Konzept bewegt.

Als Wegbereiter des postkolonialen Diskurses begreift **Isabella Parkhurst-Atger** den weniger bekannten, mit Canetti befreundeten Prager Anthropologen und Dichter Franz Baermann Steiner. Der rege intellektuelle Verkehr zwischen den beiden in England exilierten jüdischen Schriftstellern aus dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie schlug sich in auffallenden Parallelen der beiden Werke nieder. Allerdings beruhte Steiners Auseinandersetzung mit anthropologischen Fragen auf einer akademischen Bildung in diesem Fach, die er im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit in Oxford vertiefte und ausbaute. Dieser früh verstorbene Universalgelehrte, dessen Werk in Deutschland lange unbekannt blieb und der schon daher wenig Einfluss auf die deutschsprachige Literatur ausüben konnte, wirkte in der angelsächsischen Welt als Vorreiter postkolonialer Theorien. Wie der Beitrag nachweist, sind Steiners zukunftsweisende Gedanken, die man als postkolonial *avant la lettre* bezeichnen kann, das Ergebnis einer Verschränkung der Ideen der britischen Sozialanthropologie mit den persönlichen Erfahrungen des Autors – seiner jüdisch-mitteleuropäischen Herkunft und seiner Exilerfahrung im britischen Empire. Diese Erfahrungen und Überzeugungen fließen auch in die außergewöhnlichen Gedichte ein, die Steiner neben seiner ethnologischen Forschungstätigkeit schrieb. Die akribische Analyse eines dieser Gedichte legt die absolute Originalität von Steiners ethnographisch-postkolonialem Schaffen an den Tag.

Ganz anders angelegt ist das dichterische Werk Paul Celans, dessen bahnbrechende Bedeutung für die zeitgenössische Literatur außer Zweifel steht. **Andréa Lauterwein** stellt die sprachlichen, lebensweltlichen und poetologischen Voraussetzungen von Celans lyrischem Schaffen vor und zeigt, inwiefern seine Poetik den Schlüsselbegriffen der neueren Kulturwissenschaft (Verfransung, Heteroglossie, Heterogenität, Interkulturalität, Multikulturalismus, Hybridität) Vorschub geleistet hat. Die polemische Kraft seiner Gedichte brach monolithische Konzepte wie Heimat und Identität auf und ihre intertextuelle Dynamik öffnete die Texte anderer für neue Lesarten. Dadurch vollzog der in Czernowitz geborene jüdische Dichter Celan, der sich nach dem Krieg in Frankreich niederließ, eine diskurskritische Infragestellung der literarischen Kanones, die dem ‚postcolonial turn‘ in den Literaturwissenschaften weit voraus war.

Der dritte Teil führt verschiedene Ansätze zur literaturgeschichtlichen Erfassung neuerer ‚Migrationsliteraturen‘ vor. Zunächst werden aus der zeitlichen Distanz mehrerer Jahrzehnte Entwicklungen und Tendenzen aufgezeigt, die in der Produktion einer

überschaubaren Gruppe von Autoren, nämlich den Schriftstellern aus dem türkischen Bereich, zu verzeichnen sind. **Nilüfer Kuruyazıcı** bietet einen Überblick über die 50jährige Geschichte der deutsch-türkischen Literatur in Deutschland. Dabei zeigt sich, dass es seit dem Aufkommen einer engagierten ‚Gastarbeiterliteratur‘ bzw. ‚Literatur der Betroffenheit‘ in den 1960er Jahren zu einer Diversifizierung der Positionen und Schreibstrategien gekommen ist. Die Identitätsfrage, die noch in den 1980er Jahren die Werke der zweiten Generation türkischer Einwanderer bestimmt hat, ist ab den 1990er Jahren weitgehend überwunden. Autoren wie Emine Sevgi Özdamar, Zehra Çırak, Feridun Zaimoğlu und Selim Özdoğan gehen gelassen mit ihrer transkulturellen Existenz um, sie haben sich gewissermaßen in Homi K. Bhabbas ‚drittem Raum‘ eingerichtet und ihre eigene poetische Sprache entwickelt. Die jüngsten Vertreter der untersuchten Autorengruppe, die (wie z. B. Yadé Kara) bereits bikulturell und zweisprachig aufgewachsen sind, sehen sich nicht mehr als ‚Brücke zwischen zwei Ufern‘, sondern stehen mit beiden Füßen in Deutschland und lassen sich weder in Generationen noch nach thematischen Schwerpunkten einordnen. Sie unterscheiden sich vielmehr, wie andere Schriftsteller auch, durch ihre individuellen ästhetischen Konzepte. Auch ihre Wahrnehmung durch den deutschen Literaturbetrieb hat sich geändert: Autoren türkischer Herkunft werden inzwischen als „Schriftsteller unter Schriftstellern“ (Pazarkaya) anerkannt und nicht mehr bloß „ihrer Herkunft und ihrer Themen wegen“.

Dass grenzüberschreitendes Schreiben sich allerdings kaum unabhängig von den Reaktionen des nationalen Literaturbetriebes entwickelt, verdeutlicht **Benoît Ellerbach** am Beispiel des deutsch-syrischen Autors Rafik Schami. Indem er die unterschiedlichen Phasen der Rezeption von Schamis Romanen durch die deutsche Presse nachzeichnet, pointiert Ellerbach die komplexe Interaktion zwischen dem Feuilleton und einem der erfolgreichsten und ältesten Vertreter der deutschsprachigen Migrationsliteratur. Der doppelte Blick auf die Rezeptionsgeschichte von Schamis Werk und auf die Absichtserklärungen des Autors ermöglicht eine Einsicht in die Dialektik der gegenseitigen Beeinflussung von Autor und Presse im Bereich transkulturellen Schreibens. Im anfangs sehr unbeholfenen Umgang der Journalisten mit dem Werk des arabischen Schriftstellers, der lange Zeit als ‚orientalischer Märchenonkel‘ gehandelt wurde, ist im Lauf der Jahre eine positive Entwicklung zu verzeichnen, weg von orientalistischen Klischees und eurozentrischer Überheblichkeit hin zu einer zunehmenden Anerkennung der literarischen Qualitäten seiner Romane. Indessen erweist sich auch die Rezeptionslenkung durch den Autor als ambivalent, wenn dieser einerseits die plakative Schablonenhaftigkeit der Rezensionen anprangert, andererseits aber bereitwillig auf die Erwartungen des Publikums eingeht und es mit exotischer Idylle selbst bedient. An diesem Beispiel zeigt sich exemplarisch, welche Schwierigkeiten die Einordnung plurikultureller Literatur in die nationale(n) Literaturlandschaft(en) der deutschsprachigen Länder nach wie vor bereitet.

Im Anschluss an diese Fallstudie beschäftigt sich **Myriam Geiser** mit der Rezeption von Migrationsliteratur in Deutschland überhaupt und perspektiviert diese durch den

Vergleich mit Frankreich. Inwiefern können globalisierende Beschreibungskategorien dazu beitragen, den Gegensatz Zentrum vs. Peripherie bzw. die nach wie vor bestehende Ghettoisierung der sogenannten Migrationsliteratur zu überwinden? Der Beitrag stellt vergleichend einige Ansätze vor, die in Deutschland und Frankreich derzeit auf eine Rezeption von Migrations- und Postmigrationsliteraturen als ‚Weltliteratur‘ beziehungsweise ‚littérature mondiale‘ abzielen. Diese Beschreibungskategorien werden zunehmend angeboten, um die transnationale und plurikulturelle Ästhetik der Migration zu erfassen – im deutschsprachigen Raum motiviert durch den Anspruch auf literarische Globalisierung, in Frankreich vor allem zur Modernisierung des Frankophonie-Modells. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Parallelen, die trotz der ganz unterschiedlichen Geschichte der Migrationsliteraturen in beiden Ländern in der aktuellen Transformation nationaler Literatursysteme zu beobachten sind.

Auch der nächste Beitrag geht dem Bezug zur französischen Literaturlandschaft nach. Ausgehend von den unterschiedlichen Auffassungen des Nationsbegriffs in Deutschland und Frankreich stellt **Haimaa El Wardy** die Frage, in welchem Verhältnis die Werke zeitgenössischer bikultureller Schriftsteller zur Kultur der Mehrheitsgesellschaft des jeweiligen Aufnahmelandes stehen. Anhand der Parallele zwischen der sogenannten ‚MigrantInnenliteratur‘ in Deutschland und der ‚littérature beur‘ in Frankreich untersucht sie die Beziehung zwischen Sprache und Identität in beiden Ländern. Aus der vergleichenden Analyse zweier erfolgreicher Romane der letzten Jahrzehnte, *Die Sehnsucht der Schwalbe* (2000) von Rafik Schami und *Le Gone du Chaâba* (1986) des in Algerien geborenen französischen Schriftstellers und Soziologen Azouz Begag, ergibt sich, dass trotz unterschiedlicher Ausgangspositionen in beiden Texten ein interkulturelles und postnationales Erzählverfahren am Werk ist, das auf gegenseitige Verständigung, Anerkennung des Andersartigen und Befürwortung von Mehrsprachigkeit und kultureller Hybridität abzielt.

Im vierten Teil werden Untersuchungen zu einzelnen Autoren vom Standpunkt der Identitätskonstruktion und kulturellen Verortung vorgestellt. Der erste Beitrag ist dem Werk eines Schriftstellers gewidmet, der nicht aus dem Umfeld der Migration kommt, sondern in einem österreichischen Dorf monokulturell und monolingual aufgewachsen ist, sich in seinen Reiseberichten und Fiktionen jedoch mit fremden Ländern auseinandersetzt: dem gebürtigen Kärntner Josef Winkler. **Bernard Banoun** beginnt seine Untersuchung des Falles Winkler mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, innerhalb des deutschsprachigen Literaturfeldes zwischen deutscher und österreichischer Literatur zu differenzieren, was aufgrund der komplexen Geschichte Österreichs und der starken geopolitischen Veränderungen seines Territoriums heikel ist. Kosmopolitisch ist die Donaumonarchie schon lange vor den neueren Migrations- und Globalisierungstendenzen gewesen, und nationale Zuschreibungen haben sich hier seit jeher schwierig gestaltet. Die österreichische Literaturlandschaft im Besonderen zeichnet sich durch eine dialektische Verschränkung von Provinzialismus und Weltoffenheit aus. In diesem

Kontext bieten die Romane Josef Winklers das paradigmatische Beispiel einer Kombination von pathologischer Heimatfixierung und weltweitem Erfahrungsfeld. Vom Standpunkt der heimatlichen Enge aus betreibt der Außenseiter Winkler „eine eigenartige Form der poetischen Ethnologie oder der ethnologischen Poesie“. Diese Hinwendung zum Anderen ist zwar nicht frei von Reflexen kolonialistisch bzw. neokolonialistisch geprägter Ausbeutung, doch wird, wie der Beitrag zeigt, der exotisierende Gestus bei Winkler mehrfach gebrochen. Der Reiz seines Werks liegt so in der Spannung zwischen tendenzieller Idealisierung des Fremden und völliger Abkehr von lokaler Verwurzelung. In der von Paul Michael Lützel erwogenen „Topographie einer multikulturellen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ müsste man Winkler daher, so Bernard Banoun, zu den Vertretern der zentrifugalen Richtung rechnen. „Die Trennung vom Vater(land) wird vollzogen, aber die Beziehung zwischen den Polen bleibt erhalten [...], es besteht ein binäres bzw. multipolares Raumkonstrukt, das die Relation zwischen den Orten spüren lässt, die Differenz nie aufhebt und somit der Gefahr einer ‚Multikulturlosigkeit‘ entkommt.“ Insofern trage Winkler tatsächlich, so das Fazit der Untersuchung, zu einer Internationalisierung der deutschsprachigen Literatur bei.

Einer ganz anderen Form von Dezentrierung und Fremdheitserfahrung begegnen wir in den Romanen des deutsch-italienischen Schriftstellers Franco Biondi. Dabei ist der Begriff des Fremden bei diesem Romancier und Psychotherapeuten, der mit der ersten Welle der Arbeitseinwanderung nach Deutschland kam und als Mitbegründer der ‚Gastarbeiterliteratur‘ gilt, nicht nur aus seiner persönlichen Einwanderungserfahrung abzuleiten. Biondis Konzeption des Fremden entwickelt sich vielmehr, wie **Marion Dufresne** darlegt, aus einer permanenten ‚Schwellensituation‘, die auch seine Romanfiguren charakterisiert. Die ‚Grundfremde‘ bezeichnet bei Biondi eine Erfahrung, die mit geographischer Nähe und Ferne nichts zu tun hat. In seinen Romanen wird der Fremde nicht primär als Ausländer definiert, sondern als ‚Subjekt ohne eigenen Ort‘. Unter Rückgriff auf die Theorien verschiedener Soziologen, Anthropologen, Philosophen und Psychoanalytiker (G. Simmel, R. Hettlage, A. van Gennep, V. Turner, W. Benjamin, J. Kristeva) arbeitet Marion Dufresne die fortschreitende Erweiterung von Biondis Fremdenbegriff heraus und macht diese an der Variation einzelner Motive wie Türen, Mauern, Fenster und Spiegel fest. So wird deutlich, dass bei Biondi auch der Begriff der Einwanderung mehr bezeichnet als das Überschreiten geographischer Grenzen, nämlich „die Einwanderung in die Sprache“. Das Ringen mit der Sprache, die versuchte Eroberung jener ‚Festung‘, welche die deutsche Sprache für den Einwanderer darstellt, ist für ihn die eigentliche Aufgabe des Schriftstellers. Sie hat einen vergleichbaren Stellenwert wie die ‚Personeneinwanderung‘, die Biondis Romanfiguren betreiben, wenn sie alternative Lebensentwürfe in ihrer Fantasie durchspielen. Indem diese ‚Personeneinwanderung‘ die Grenzen ihres Ichs sprengt, hilft sie ihnen paradoxerweise, diese Grenzen anzuerkennen und bewusst zu machen. Seine Integrität bezieht das Subjekt gerade aus der Fähigkeit, sich verschiedene Identitäten anzuschaffen und unterschiedliche Züge seiner Persönlichkeit auszuleben.

Im Kontext von Subjektkonstitution und kultureller Verortung kommt der räumlichen Motivik, wie das Beispiel Biondis bereits zeigt, eine entscheidende Rolle zu. **Sieglinde Klettenhammer** greift dieses Thema auf und stellt die Frage, welche Funktion die Topographien bzw. die Bewegungen im Raum für die transkulturelle Ich-Konstitution und – damit verbunden – für die Literatur und die Sprache übernehmen. Dazu untersucht sie beispielhaft den autobiographischen Text *Mehr Meer. Erinnerungspassagen* (2009) der in der Schweiz lebenden Schriftstellerin, Essayistin und Übersetzerin Ilma Rakusa. Dieses mehrsprachig-hybride Prosawerk zeichnet sich durch ein originelles poetologisches Konzept aus, dessen Ziel es ist, „Fremdes unterschiedlich (assimilierend) einzubeziehen, Eigenes (im Dialog) zu verfremden“.²⁸ Ilma Rakusa, die aus einer ungarisch-slowakischen Familie stammt und sich selbst in der Tradition der ‚mitteleuropäischen Poetik‘ sieht, dekonstruiert die Dichotomie vom Eigenen und Fremden, die den kulturellen Identitätsdiskurs kennzeichnet, in einem utopisch besetzten mehrkulturellen Erinnerungsraum um Ost- und Mitteleuropa. Die autobiographische Spurensuche zeigt ein Ich, das sich vorwiegend über den Nomadismus und das Wohnen in Zwischenräumen definiert. Dieser Subjektentwurf, der zur ‚condition humaine‘ des modernen Menschen und insbesondere des Intellektuellen geworden ist, impliziert allerdings eine Erfahrung der Entwurzelung, des Verlusts und der Melancholie, der für Ilma Rakusa nur durch das ‚Dauerexerzium‘ der grenzüberschreitenden Spracharbeit zu entkommen ist.

Im letzten Beitrag dieses Teils geht es um ein weiteres mehrsprachig-deutschsprachiges Werk, den Roman *Das nackte Auge* (2004) der japanisch-deutschen Autorin Yoko Tawada. **Leslie A. Adelson**, die in ihrem vielbesprochenen Buch zum ‚Turkish turn‘ die Literatur der Wendezeit vom Standpunkt der türkisch-deutschen Autoren untersucht hat, wendet sich hier einem Text zu, der die Zeit vom Mauerfall zur Wiedervereinigung aus der Perspektive einer entführten und in Paris untergetauchten, als illegale Einwanderin lebenden jungen Vietnamesin verarbeitet. Den Mittelpunkt der Textanalyse bilden die vielfältigen literarischen Parallelkonstellationen des Romans, angefangen mit den verrosteten Eisenbahnschienen, auf denen ein gespenstischer Zug die Protagonistin von Bochum nach Paris führt, bis hin zu den vermeintlich parallelen postnationalen Denkfiguren Postkolonialismus und Post-Sozialismus. Von dieser Warte aus schlägt Leslie A. Adelson Reflexionsbrücken zu neuen Ansätzen in den transnationalen ‚translation studies‘, wobei der Fokus weniger auf der sprachlichen Übersetzung als auf der seitlichen Bewegung der *trans-latio* liegt. Die Vorstellung, die dabei von Parallelkonstellationen und gar ‚Parallelwelten‘ entwickelt wird, lotet alternative analytische Interpretationsmodelle aus, die übliche Kosmopolitismus-Konzepte in Frage stellen. Für Leslie Adelson verweist Tawadas Denkbild der Parallelität nämlich auf eine „grundlegende Neuausrichtung des kritischen Repertoires zum Verständnis von

²⁸Ilma Rakusa, *Farbband und Randfigur*. Vorlesungen zur Poetik. Graz-Wien 1994, S. 139.

Bewegung und Migration als transnationalen Tropen kollektiver Erfahrung und Transformation.“

Der fünfte und letzte Teil beschäftigt sich mit der Frage der Erinnerungskultur im multiethnischen und transnationalen Kontext. Welchen Platz nehmen die oft schmerzlich ineinander verflochtenen Erinnerungskulturen verschiedener Bevölkerungsgruppen in der ‚Topographie‘ der multikulturellen deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ein? Wie kommen sie in literarischen Texten zum Ausdruck? Treten sie in irgendeiner Weise miteinander in Dialog? Im spannungsgeladenen globalen Kontext breitet sich derzeit eine ‚Konkurrenz der Opfer‘ aus, die mögliche oder ansatzweise schon bestehende Bündnisse einzelner Minderheiten (wie zwischen ‚Schwarzen‘ und Juden in den USA) immer mehr verdrängt.²⁹ Diese Opferrivalität, die vor dem Hintergrund einer gemeinsamen, aber nicht miteinander geteilten Erfahrung von Unterdrückung und Menschenrechtsverletzungen – bis hin zum Völkermord – ausbricht, wird als ‚Krieg der Erinnerungen‘³⁰ zwischen ethnischen Minderheiten ausgetragen, was mit einer Eskalation der rassistischen Ressentiments einhergeht.

Im deutschen Kontext gibt es, wie bereits erwähnt, historische Parallelen zwischen den türkischen Einwanderern von heute und den jüdischen Immigranten aus Osteuropa in der Weimarer Republik. Beide Gruppen waren bzw. sind einer vergleichbaren Mischung aus Anpassungsdruck und Ausgrenzung ausgesetzt. Andererseits ist das deutsche kollektive Gedächtnis bis heute durch die Shoah beherrscht, was wiederum eine Parallele zum problematischen Umgang des türkischen Staates mit der Geschichte der Verfolgung und Ermordung der Armenier im Jahre 1915 darstellt. **Michael Hofmann** wendet sich in seinem Beitrag der Frage zu, wie die türkischen Einwanderer mit diesem Thema umgehen: Welches Verhältnis haben sie und ihre Nachkommen zu dem Massenverbrechen, das im Namen ihres Aufnahmelandes an den europäischen Juden begangen wurde? Ihrer Identifikation mit den Opfern steht bis zu einem gewissen Grad die Erinnerung an den Völkermord an den Armeniern im Weg, der als Vorläufer jenes Menschheitsverbrechens gelten kann. Und wie geht Deutschland seinerseits mit dem armenischen Gedächtnis um, wenn man bedenkt, dass das deutsche Kaiserreich mit dem Osmanischen Reich verbündet war und Deutsche als Komplizen an den Verbrechen beteiligt waren? Michael Hofmann wirft die spannende Frage auf, ob im heutigen Deutschland ein interkultureller Diskurs über Genozide möglich ist, der sich nicht auf gegenseitige Schuldzuweisungen beschränkt, sondern gemeinsam konstruktive Erinnerungsarbeit leisten kann. Er beleuchtet diese Frage anhand theoretischer

²⁹ Jean-Michel Chaumont, *La concurrence des victimes : génocide, identité, reconnaissance*. Paris (La Découverte) 1997. Deutsche Ausgabe: *Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung*, Lüneburg (zu Klampen) 2001.

³⁰ Vgl. Pascal Blanchard/Marc Ferro/Isabelle Veyrat-Masson (Hg.), *Les Guerres de mémoires dans le monde*, Hermès/CNRS, n°52, Paris 2008; P. Blanchard/I. Veyrat-Masson (Hg.), *Les Guerres de mémoires: la France et son histoire. Enjeux politiques, controverses historiques, stratégies médiatiques*, Paris (La Découverte) 2008.

Überlegungen von Jean Améry und Hrant Dink und analysiert dahingehend die Romane *Der Bastard von Istanbul* von Elif Şafak und *Gefährliche Verwandtschaft* von Zafer Şenocak.

Im Mittelpunkt des nächsten Beitrags steht eine einzigartige literarische Verarbeitung der Beziehung zwischen der diskriminierten afroamerikanischen Minderheit und den ostjüdischen Einwanderern in den USA. *Ein Sommer in der Woche der Itke K.* (1970), der erste Roman der heute fast unbekanntes Schriftstellerin Jeannette Lander, handelt vom konfliktreichen Heranwachsen eines jüdischen Mädchens in einem Schwarzenviertel von Atlanta in den amerikanischen Südstaaten in den 1940er Jahren. Die deutschschreibende Autorin, die in den 1930er und 1940er Jahren in einer polnisch-jüdischen Familie in den USA aufwuchs und sich 1960 in der Bundesrepublik niederließ, hat sich eine ethische Position erarbeitet, die über das Deutsch-Jüdische und das Europäisch-Jüdische hinausweist und die Beziehung zu anderen Gewaltverhältnissen und Dialogmöglichkeiten reflektiert. **Katja Schubert** analysiert diese ‚Ethik der Analogie‘ am Beispiel von Landers autobiographisch geprägtem erstem Roman, der die Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Europa, in dem afroamerikanische Soldaten für die Befreiung Europas und gegen die Unterdrückung einer anderen Minderheit eingesetzt wurden, mit den Ursprüngen der Bürgerrechtsbewegungen in den USA verflucht. Das zunächst friedliche Zusammenleben der ostjüdischen Krämerfamilie mit ihren Nachbarn im Schwarzen-Ghetto gestaltet sich immer schwieriger, je explosiver die soziale Lage wird. Diese konfliktbeladene Konstellation entfaltet der Roman in einer originellen ästhetischen Form. Im Nebeneinander von Jiddisch, schwarzamerikanischem Südstaatenslang und poetischer deutscher Hochsprache wird ein Raum erzeugt, der sich jeder eindeutigen Autorität entzieht. Die literarisierte vielsprachige Oralität des Romans basiert auf der Durchkreuzung und Dekonstruktion herkömmlicher Hierarchiemuster und Machtstrukturen. Diese kunstvolle, als mündlich inszenierte Mehrsprachigkeit und Mehrstimmigkeit des Textes wird von Katja Schubert mit Rückgriff auf die Kulturtheorie des französisch-jüdischen Psychoanalytikers Jacques Hassoun als sprachliche und kulturelle Grenzüberschreitung im Sinne von ‚Schmuggelpfaden der Erinnerung‘ begriffen.

Im nächsten Beitrag geht es um ‚literarische Grenzgänger‘, die innerhalb der weiten Gruppe der bikulturellen und zweisprachigen Autoren einen Sonderfall darstellen. Sie werden von der deutschen Gesellschaft aufgrund ihrer Hautfarbe als afro- bzw. asiatisch-deutsche ‚Mischlinge‘ wahrgenommen und berichten in autobiographischen Texten von ihren Erfahrungen. Diesen wenig bekannten, weil nicht in erster Linie literarischen, sondern dokumentarischen Texten nähert sich **Linda Koiran** unter Rückgriff auf die theoretischen Ansätze von Kien Nghi Ha, Claudia Benthien, Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher, mit deren Hilfe sie die Konstitution hybrider Identitätsmodelle in diesen Texten analysiert. Untersucht werden der Lebensbericht des in der NS-Zeit aufgewachsenen und später in die USA ausgewanderten Deutsch-Liberianers Hans-Jürgen Massaquoi (*Neger, Neger, Schornsteinfeger*, 1999), die Autobiographie der Deutsch-Afroamerikanerin Ika Hügel-Marshall (*Daheim unterwegs*, 1998) und diejenige der

Journalistin Abini Zöllner, die von einer deutsch-jüdischen Mutter und einem nigerianischen Vater abstammt und in den 1970er und 1980er Jahren in der DDR aufwuchs (*Schokoladenkind*, 2003). Diese Zeugnisse bilden eine anschaulich-konkrete Ergänzung zu den im ersten Teil vorgestellten Überlegungen zum Verhältnis von Hybridität und Rassendiskurs. Darüber hinaus gewährt der Beitrag einen Einblick in die Palette der Strategien, mit denen absolute Außenseiter wie die hier vorgestellten ethnischen ‚Grenzgänger‘ den kolonialen Denkmustern und rassistischen Zuschreibungen der weißen Mehrheitsgesellschaft begegnen und sich als Subjekte konstituieren können.

Der letzte Beitrag des Bandes widmet sich der zeitgenössischen literarischen Verarbeitung der rassistischen Gewaltaktionen, die vor zwanzig Jahren vom nationalistischen Taumel im eben erst wiedervereinigten Deutschland entfacht wurden. Während sich in der deutsch-deutschen Literatur bis auf wenige Ausnahmen kaum Spuren von diesen Pogromen der post-Wendezeit finden, haben etliche bikulturelle Autoren, darunter besonders Lyriker türkisch-deutscher Herkunft, auf die Anschläge von Hoyerswerda, Mölln und Solingen mit literarischen Texten reagiert. Die Parallele mit der Shoah spielt in diesen Gedichten unterschiedlicher literarischer Qualität eine exponierte Rolle und wird mitunter im Sinne einer transhistorischen Solidarisierung der Opfer gegen die deutschen Täter reflektiert. **Karin E. Yeşilada** hat diese ‚Poesie post Solingen‘ untersucht und arbeitet an diesem Beispiel heraus, wie sehr das Entstehen eines kulturellen Gedächtnisses der türkischen Minderheit in Deutschland durch die türkisch-deutsche Literatur und den durch sie bewirkten ‚Turkish turn‘ (Adelson) geprägt ist. Der Beitrag zeigt anhand ausgesuchter Texte von Nevfel Cumart, Gülbahar Kültür, Hasan Özdemir und Zafer Şenocak auf, wie sich das kulturelle Gedächtnis der türkischen Minderheit in Deutschland zu diesem kollektiven Trauma literarisch in einer ganz eigenen Strömung formiert.

Christine MEYER